

Begegnungen mit dem Auferstandenen

Von Karl R a h n e r S. J., Innsbruck

Die Hoffnung der Hoffnungslosen

Zu den echt menschlichen und dennoch ganz göttlichen und darum so tröstlichen Geheimnissen des Evangeliums gehört der Bericht von den zwei Jüngern, die nach Emmaus pilgerten. Wenn wir ihn recht lesen, vernehmen wir verwundert unsere eigene Geschichte. Man braucht sie nur zu erzählen und man berichtet ein Stück und das Ganze des eigenen Lebens zumal; ein Stück, weil dasselbe auch in unserem Leben sich immer wieder zuträgt, das Ganze, weil unser ganzes Leben die eine Geschichte von Emmaus-Jüngern ist. Man liest und merkt, daß wir mit unserer eigenen Emmaus-Geschichte noch unterwegs sind; man liest und hofft und betet, daß auch sie so ende, wie die im Evangelium von heute.

Sie hatten gehofft. Und sie meinen, nicht mehr hoffen zu können. Denn es ist anders gekommen als sie hofften oder – vorsichtiger gesagt – selbst ihre eigene Hoffnung interpretierten. Sie meinten, die Erlösung und die Freiheit zu hoffen. Man weiß nicht, hofften sie das wirklich Hoffnungslose oder meinten sie bloß, ihre wahre Hoffnung, die richtig ist, sei durch ihre Erfahrung enttäuscht worden. Das weiß man nicht. Sie selber wußten es auch nicht. Denn unsere Ansichten von unseren Hoffnungen und darin diese selbst sind selber immer noch unterwegs, und wo sie sich selber schließlich finden und was sie auf diesen ungeplanten Wegen des Lebens werden, das hängt nicht bloß von uns ab, da wir auch darin nicht die souveränen Herren unserer Wege sind. Jedenfalls aber – wo das Urteil auf Tod lautete und der ans Kreuz genagelt war und verscharrt ist, auf den man hoffte, da, so meinen sie, ist es eben aus. Man kann nur noch aufgeben und fliehen. Es gibt Situationen, in denen wirklich nichts mehr zu wollen ist, wo nichts mehr zu sagen ist als: Wir hatten gehofft. So fühlen sie sich als zur Einsicht gekommene Realisten und lassen sich auf ihrer Flucht nicht aufhalten durch fromme Einbildungen guter Frauen. Nein, ein zweites Mal, so sagen sie, fallen wir nicht herein. Es ist nicht Anständigkeit, sondern feige Dummheit, so denken sie, Tatsachen nicht sehen zu wollen. Und es ist nun einmal eine schlichte Tatsache, die durch keine Theorie aus der Welt hinaus interpretiert werden kann, daß ihre Hoffnung am Galgen aufgehängt und dann in einer Grube verscharrt worden ist. Sie gehen weg, heim oder anderswohin, aber jedenfalls weg.

Seltsam: Jeder von ihnen ist ganz allein, hineingestürzt in die Grube seiner hoffnungslosen Einsamkeit. Warum gehen sie zu zweit? Warum reden sie, diese zwei modernen Existentialisten, eigentlich noch miteinander? Warum suchen sie Trost beieinander, wenn es doch im Ernst keine Hoffnung gibt, über

die zu reden es sich lohnen könnte? Sie fliehen und – reden. So wie wir. Sie reden, obwohl es eigentlich sinnlos ist, und bezeugen unwissend gegen ihre eigene Überzeugung von sich selbst, daß sie – Anfang der Gnade – doch noch mit sich reden lassen. Sie wollen die Trostlosigkeit ihrer Einsamkeit durch Rede betäuben, die Leere des Herzens mit Geschwätz, und geben so Gott die Gelegenheit, sich ins Gespräch zu mischen. Es ist oft noch und schon wieder Gnade selbst in unserer Flucht vor ihr. Und Gott redet manchmal schon mit, wo wir wähnen, sehr einsam nur über ihn, den toten Gott zu verhandeln. Es kommt ein Fremder des Weges. Es ist der Herr. Die trübe blickenden Augen sind gehalten. Sie erkennen ihn nicht. Wer mit sich selbst beschäftigt ist und ein hoffnungsleeres Herz hat, hat seltsam wenig Platz in Geist und Herz für andere. Aber wenn es auch Heil ist, ihn zu erkennen, so bleibt das Erste und Letzte, das auch ein klares Auge keinem geben kann, daß er, der Herr, da ist und mitgeht, daß er selbst noch die Flucht von ihm weg mitmacht. Das gibt er und nur er allein. Freilich läuft er vielen über den Weg, die es nicht merken.

Er ist da auf dem Weg nach Emmaus wie einer, der weniger weiß als wir, wie ein Fremdling, wie im Vorübergehen. Man weiß nicht, wann er kommt und wann er gehen würde, wenn wir nicht sagen: Herr bleibe bei uns, denn es will Abend werden. Der Jünger hoffnungslose Trauer hat sich noch nicht so tödlich in die Mitte ihres Herzens gebohrt, daß dieses Herz dem fragenden Wanderer die Antwort verweigerte, daß es in tödlicher Bitterkeit sich zynisch weigerte, das Wort des Lichtes und des Trostes anzuhören. Ihr Herz ist noch nicht so stolz, daß es in einem Narzißmus des Schmerzes und des Todes seine bekümmerte Verzweiflung schändlich lieben würde. Sie lassen den Fremden, der weniger weiß, reden. Sie hören wirklich zu. Er sagt ihnen das Unbegreifliche, das das allein sich selbst Erklärende ist. Er sagt ihnen das tötende Schicksal, das erlöst und befreit, er sagt ihnen leise, daß alles in der Welt und in der Schrift dies eine sagt, daß nämlich der eine dort die erfüllte Hoffnung ist, wo sie meinten, die Betrogenen zu sein und die Verzweifelten sein zu müssen. An sogenannten Tatsachen sagt er ihnen genau nur das, was sie, die enttäuschten Realisten schon wußten, nur zu gut wußten: daß Jesus der Gekreuzigte ist. Aber er sagt ihnen diese Tatsache nicht als gemiedene und verleugnete, sondern als angenommene, als gültige und in sich ständige, als selbstverständliche. Und darin, im Blick, der nicht mehr vorbeiblinzelt, in der Annahme, die gelassen annimmt, wird diese Tatsache von innen her leuchtend, entbirgt sich ihre eigentliche Wahrheit: daß eben dieser Untergang die Weise des Eingangs in die eigene selige Bestimmung, der Aufgang der eigenen Herrlichkeit ist. Er sagt ihnen das nicht als allgemeines, dialektisches Gesetz des Daseins, als ob es im Grunde doch selbstverständlich wäre, daß einem Stirb ein Werde folge. Er sagt dieses zwingende Gesetz des Untergangs, der der Ein-

gang in das herrlich Gültige ist, von *Jesus*, von ihm allein, von ihm dem Gelaubten, und von allen andern nur, wenn sie an ihn glauben.

Die Schrift berichtet nicht, daß die Jünger auf die Rede des unbekannten Wanderers geantwortet hätten. Sie schweigen. Weil es sich ja nicht um eine theoretische Frage, um eine bessere wissenschaftliche Theorie handelt, sondern um das letzte Wagnis des Geistes und des Herzens, die im Abgrund des hoffnungsleeren Todes das Leben selber entdecken und das Licht aus dem Rachen der Schlange rauben, darum ist Schweigen geziemend, da darin die Wiedergeburt des Herzens geschieht. Aber bevor das geschieht im Raum der schweigenden Erwartung, können die Jünger schon eines sagen, das Wort höflicher Besorgtheit, das dem schlichten Herzen voll Güte geziemend: Bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich schon geneigt. Sie sorgen sich um die Nacht des Fremdlings, der die Nacht ihrer eigenen Herzen hell macht. Während sie den pilgernden Bruder suchen, laden sie den Herrn und das Ziel ihrer eigenen Wege zu Gast; sie bieten dem Pilger ein Dach und kommen so selber heim. Sie brechen mit ihm das Brot. Und da – nicht bei der Theologie des menschlichen Daseins auf dem Weg, sondern in der Feier der Gemeinschaft erkennen sie den Herrn. Er ist es. Was der Fremdling gesagt hatte, sind die Worte des Herrn. Indem er das Brot bricht, senkt er sich ihren Herzen ein. Und sie erkennen: Er ist wahrhaft auferstanden. Aus dem Grab der Welt und aus der Grube des eigenen Herzens.

Ach, wir haben das selber schon oft erlebt, wenn vielleicht auch still und klein und immer nur vorhaltend für ein Stück des Lebens. Vielleicht würde der, der unser ganzes Leben auch mit seiner Zukunft überblicken könnte, sehen, daß wir noch auf dem Wege nach Emmaus sind, daß für das entscheidendste Gesicht unsere Augen noch gehalten sind, und der Herr, soviel wir über ihn auch schon geredet haben mögen, so sehr unser Herz bei seinem Wort schon sanft erglüht sein mag, im Grunde immer noch unerkannt mit uns zieht.

Ja wirklich, vielleicht ist das Große des Lebens noch ausständig. Wir sind sogar gehalten, weiterzupilgern und zu laufen und nie zu meinen, wir hätten es erreicht. Denn wir sind noch unterwegs zum Abendmahl des ewigen Lebens, wo der Herr aufstehen und sich gürten wird, um uns den Wein der unsagbaren Freude zu reichen. Weil wir noch unterwegs sind, brauchen wir uns nicht zu wundern, daß unser Herz immer wieder müde oder zornig über seine enttäuschten Hoffnungen weint und klagt, daß wir immer wieder den Eindruck haben, auf der Flucht aus der gestorbenen Hoffnung in eine tote Leere zu sein. Auch auf solchen Wegen kann verborgen der Herr als das Erbarmen Gottes mit uns gehen, dem willigen Herzen den Sinn der Schrift und des Lebens erschließen. Auch solche Wege können nach dem Emmaus unseres Lebens führen, wo wir beim Brotbrechen den Herrn erkennen.

Der gute Hirt

Man nennt den zweiten Sonntag nach Ostern den Guten-Hirten-Sonntag. Der Name kommt selbstverständlich von der Evangelien-Perikope dieses Sonntags. Es sind sechs Verse aus dem 10. Kapitel bei Johannes, dem Kapitel mit drei Hirtengleichnissen, von denen unser Text das dritte bringt, einen Evangelientext, den wir mit der Perikopenordnung der evangelischen Christen gemeinsam haben. Christus nennt sich da den guten, den rechten Hirten. Er erläutert diese Selbstaussage mit dem Hinweis, daß er als Eigentümer der Herde anders als der bezahlte Tagelöhner sein Leben für seine Schafe einsetze, daß er sie kenne und sie ihn, und mit der Voraussage, daß er einmal der eine Hirt aller sein werde, der die Zerstreuten – Juden und Heiden – zur Einheit einer Geborgenheit in seiner Hut führen werde, damit ein Hirt und eine Herde sei.

Es ist ein uraltes Bild, das Jesus gebraucht, in einer der vielen johanneischen Selbstaussagen Jesu, die alle beginnen mit dem unergründlichen: Ich bin. Das Bild kommt aus der patriarchalisch-vaterrechtlichen, nomadischen Hirtenkultur: Der eigentliche Hirt ist als Herdenbesitzer darin einfach identisch mit dem Herrn, auf den das Dasein aller gegründet ist. Bei den Griechen sind die Könige und Heerführer die Hirten der Völker. Im Alten Testament ist Jahwe der Hirt und König seines Volkes. Wenn bei Ezechiel 34 das prophetische Drohverdict über die pflichtvergessenen, selbstsüchtigen Hirten des Volkes ergeht und der lebendige Gott der Geschichte verheißt, daß er sich seines Volkes neu als ihr Hirt, es sammelnd, annehmen werde, dann heißt es weissagend vom Sohne Davids: „Ich werde über sie einen Hirten bestellen, der sie weiden soll, meinen Knecht David; der soll sie weiden, der soll ihr Hirte sein“ (Ez 34, 23).

In diese Tradition eines archetypischen Bildes stellt sich Jesus: Ich bin der rechte, der eigentliche Hirt. Auch bei den Synoptikern weiß er sich als Hirten (Mk 14, 27; Mt 25, 32; 26, 31), wenn dort auch der Blick mehr am Heilsschicksal der Schafe selbst haftet (Mt 18, 12–14; Lk 15, 3–7; Mk 6, 34; Mt 9, 36). Seitdem gehört dieses Bild in die Sprache des Christentums. Für den Hebräer-Brief ist Jesus der große Hirt der Schafe (13, 20); für Petrus ist Jesus als Vorbild und Lohn seiner Apostel der Erzhirt (1 Petr 5, 4), der Hirt und Hüter unserer Seelen (1 Petr 2, 25), für die Apokalypse der Hirt, der mit eisernem Stecken die Völker weidet (2, 27). Darum bildete die alte Christenheit den Herrn als den guten Hirten, der das Schaf trägt. Das ist das älteste und häufigste Motiv der Katakomben-Grabkunst, die damit den Herrn als sammelnden Führer der Seelen ins Paradies darstellen wollte. Und wenn Aberkios von Hieropolis aus Phrygien im 2. Jahrhundert der Nachwelt sagen wollte, er sei ein Christ gewesen, dann schrieb er auf seinen Grabstein: Ich bin Schüler

eines heiligen Hirten, der die Herden seiner Schafe weidet auf Bergen und Fluren und große, alles überschauende Augen hat.

Wenn der Herr nun bei Johannes sagt: Ich bin der gute Hirt, so ist eine solche Aussage im Eigentlichen gerade umgekehrt verlaufend, als wir von der Alltagssprache her erwarten würden. Es kommt nicht auf ein leeres und vages „Ich-bin“ eine Bestimmung zu, so daß wir aus ihr, dem klaren Prädikat, nun endlich wissen, was dieses „Ich“ sei. Jesus sagt vielmehr das alles umfassende, in sich stehende „Ich-bin“ und gibt darin dem „Hirten“ erst seinen eigentlichen Sinn, so daß man weiß, was mit dem rechten Hirten gemeint sei, wenn man das „Ich-bin“ verstanden hat. Das Subjekt bestimmt hier das Prädikat, nicht umgekehrt. Das zeigt sich schon daraus, daß Jesus eine ganze Zahl solcher „Ich-bin“-Sätze sagt: Er spricht: „Ich-bin – der Messias (4, 26), das Brot des Lebens (6, 35), das lebendige Brot vom Himmel (6, 42. 51), der wahre Weinstock (15, 1. 5), das Licht der Welt (8, 12; 12, 46), die Türe (10, 7), der Hirt (10, 11. 14), die Auferstehung und das Leben (11, 25), der Weg, die Wahrheit und das Leben (14, 6), der Erste und der Letzte (Apk 1, 17; 22, 13), der Ursprung und die Vollendung (Apk 22, 13), die Wurzel und der leuchtende Morgenstern“ (Apk 22, 16).

Das „Ich-bin“ wird wegen seiner so alle Wirklichkeit versammelnden und in die Gegenwart des Menschen rückenden Macht einfach und ohne Zusatz der Gegenstand des Glaubens, der die Sünde des Unglaubens richtet. Jesus spricht von einem „Nicht-Glauben, daß Ich-bin“ (8, 24), er sagt: „Schon jetzt sage ich es euch, ehe es eintritt, damit ihr, wenn es eintritt, das «Ich-bin» glaubet“ (13, 19). So wie Gott im tiefsten und letzten nicht von außen beschrieben, nicht von einem Punkt außer ihm her erfaßt werden kann, so wie er nicht in ein in unserer Macht stehendes, von uns angelegtes Koordinatensystem unseres Daseins eingefangen und darin eingetragen werden kann, so wie er der Bestimmende, nicht der Bestimmte – absolutes Subjekt, nicht der Empfänger von Prädikaten ist, – so wie er darum dem Moses sich als der „Ich bin, der ich bin“ offenbart, so ist Jesus einfach der „Ich bin“, Gott, der in der unbeherrschbaren Ursprünglichkeit und Unableitbarkeit seiner Wirklichkeit da ist, und als solcher sich kundtut: Ich bin. Ich bin alles: der Anfang und das Ende, der Weg und das Licht, die Wahrheit und das Leben, der Getötete und der Sieg über den Tod, Wurzel und Blüte: Ich bin. Und darum ist in ihm, der greifbaren Anwesenheit Gottes für uns, alles ursprünglich gesammelt. Darum gehört ihm alles, darum sammelt er alles, was er als Ursprung geschaffen, in sich hinein als in die Einheit des Endes, so wie er die Einheit des Anfangs ist. Weil er der „Ich-bin“ ist, *darum ist er der wahre Hirt, derjenige, der erst verständlich macht*, was das ist: der rechte Hirt.

Christus macht sich also nicht verständlich durch ein uns schon im vorhinein geläufiges Bild, obzwar wir es kennen müssen, sondern er macht uns vom Ge-

heimnis seines „Ich-bin“ her klar, was der eigentliche Hirt ist. Weil er ist, darum gibt es einen, dem all das Zerstreute und Verlaufende gehört, einen, der alles weiß, was so leer zerstreut, sinnlos und lichtlos durcheinanderläuft, einen, den die letzte Ahnung dieser selbst in der Zerstreuung noch versammelten Wirklichkeit doch noch kennt, einen, der sich opfernd in diese Zerstreuung hinein begibt bis in die Verlorenheit des Todes und so die Sammlung des Zerstreuten erwirkt, einen, der alles einen kann. Weil es diesen „Ich-bin“ gibt, darum gibt es den Hirten.

Hirt des Seins hat der große Denker unserer Tage den Menschen genannt und alles Schicksal und alle Würde des Menschen, die wir von *uns* her von uns wissen, in dieses Wort gesammelt. Aber Jesus sagt uns hier die ursprünglichere Wahrheit, und wenn wir sie uns im Glauben sagen lassen, entbirgt sich diese Wahrheit als unsere ursprünglichere Erfahrung: daß wir die sind, über denen der Hirt der Menschen behaltend und sammelnd waltet. Er, dieser unser Hirt, ist keine abstrakte Idee, die wir weiden, wie man „Winde weidet“, sondern er, der *da* ist, an uns handelnd, der Gekreuzigte und Auferstandene, der in der Taufe Genannte, über den wir nicht reden, sondern der uns sein Wort sagt, der in der Feier des Abendmahles Gegenwärtige, der darin uns sein Fleisch und Blut reicht. Wo er in seiner Gnade handelnd ist, da ist schon der Anfang der Einheit gemacht über alle gedankliche Spaltung hinweg. Wo er ist, ist der lebendige Gott und ist Gott uns nahe. „Kommt, – heißt es im Psalm 94, 6 – laßt uns anbetend niederfallen und niederknien vor dem Herrn, der uns schuf. Denn er ist unser Gott. Und wir sind das Volk, das er weidet, seiner Obhut Schäflein“. Und Thomas von Aquin dichtet: „Guter Hirt, Du wahre Speise, Dich barmherzig uns erweise, immer schützend Du uns weide, Du das ew'ge Gut bereite, in dem Lande ohne Tod“.

Wir sollten hier innehalten, unserer Wahrheit standhalten: daß wir die Zerstreuten sind, deren Dasein selbst zerteilt und fern von den andern ist, die Umherirrenden, die Ungeeeinten, die durch Zäune voneinander Abgesperrten, die von Wölfen Gehetzten, die nicht wissen, wem sie gehören (außer dem einen, dem sie nicht gehören wollen, und der als Wolf des Todes hinter ihnen her zu sein scheint). Wenn wir dem standhielten und dann das Wort uns träfe, *da* träfe, wo wir wirklich die Verlorenen sind, das Wort: „Ich bin“, dann wüßten wir, daß der rechte Hirt ist.